

SWR2 Essay

Verbundenheit und Ausbeutung

Mensch und Natur im 21. Jahrhundert

Von Gerhard Fitzthum

Sendung: Montag, 9. März 2020

Redaktion: Michael Lissek

Regie: Maidon Bader

Produktion: SWR 2020

SWR2 Essay können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:
<https://www.swr.de/~podcast/swr2/programm/swr2-essay-podcast-104.xml>

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

[intro:

krach, der langsam abflaut, vielleicht ein Presslufthammer oder ein Laubbläser]

So alt die Klage über den Lärm auch sein mag, in den letzten Jahrzehnten ist sie lauter geworden. Aber was will eigentlich, wer diese Klage erhebt? Dass eine bestimmte Dezibel-Marke nicht überschritten wird, egal woher das aufdringliche Geräusch kommt? [Dass die schlimmsten Nervensägen, Laubbläser etwa, aus dem Verkehr gezogen werden?] Oder träumt der Lärmgeplagte von einer Umwelt, in der es so still ist, dass er nur sich selber hört?

Wie die Dinge stehen, wird sich kaum einer dieser Wünsche erfüllen, am wenigsten natürlich die Vision von der vollständigen Abwesenheit aller Fremdgeräusche. Wenn nämlich Stille etwas nicht ist, dann lautlos:

[Interludium I:

was man hört, wenn keine menschengemachten Geräusche zu hören sind: das Gebrumme der Fliegen, Bienen im Anflug, Vogelgezwitscher, ein Kuckuck, das Meckern einer Ziege, ein Zikadenorchester, der Wind in den Bäumen]

Solange es gibt, was wir Natur nennen, werden auch dann Schallwellen an unser Ohr dringen, wenn nirgendwo Maschinen surren, brummen und dröhnen oder Menschen reden, singen und lärmern – wird das Meer rauschen, der Bach plätschern, der Wind die Blätter bewegen oder ums Haus heulen. Gerät man mal in einen der selten gewordenen Landstriche, in die keine Zivilisationsgeräusche dringen, wird einem schnell klar, dass die ‚stumme Kreatur‘ ziemlich laut sein kann. Selbst das Leben in der Großstadt ermöglicht solche Erfahrungen – dann etwa, wenn wir an einem Frühjahrsstag viel zu früh aufgewacht sind und von irgendwoher eine Nachtigall hören.

Den meisten von uns dürfte deren Gesang sympathischer sein als die wummernden Bässe aus den Musikanlagen vorbeifahrender Autos. Aber selbst solche Wohllaute pflegen zum Störfaktor zu werden – wenn man schlafen will. Dennoch wird sich kaum jemand über sie beklagen. Denn der „stumme Frühling“, den der gleichnamige Bestseller der amerikanischen Umweltaktivistin Rachel Carsons zum geflügelten Wort machte, gilt keineswegs als verheißungsvolle Utopie, sondern als Schreckensszenario, geradezu als Ruhe vor dem Sturm der apokalyptischen Reiter. Warum eigentlich? Warum sehen wir den Vögeln, den Fröschen und den Zikaden ihre akustische Aufdringlichkeit nach, während uns eine Motorsense auf die Palme bringt? Weil wir deren Lärm für gottgegeben halten und uns deshalb mit ihm abgefunden haben? Weil wir uns ohne die Tiere allzu einsam fühlen würden? Weil wir uns nach wie vor für einen Teil der Natur halten, wir also gleichsam die Lieder unserer Heimat verlieren würden?

Dass sich der Mensch mit Flora und Fauna derart tief verbunden fühlen soll, ist für viele schwer zu glauben. Aus dem Blickwinkel der philosophischen Anthropologie betrachtet, ist der Mensch ja das einzige Lebewesen, das nicht auf eine bestimmte Umwelt geprägt und angewiesen, vielmehr in radikaler Weise ungebunden ist. Auch haben wir es gelernt, stolz zu sein auf eine kulturelle Entwicklung, die uns von den Bevormundungen seitens der Natur befreit hat. Andererseits ist die antiquiert

klingende Thematik aber höchst aktuell, verweist sie doch auf eine der Schlüsselfragen des 21. Jahrhunderts: „In welcher Beziehung wollen wir zum Rest jener Natur stehen, die wir so erfolgreich aus unserem Lebensalltag verdrängt haben und die doch in dieser oder jener Form zurückkehrt.“

In einer Zeit, in der die technokratische Avantgarde darauf spekuliert, das Bewusstsein vom biologischen Körper abzukoppeln und damit das Individuum unsterblich zu machen, wirkt die Annahme einer unauslöschlichen Verwurzelung im Reich der Natur anachronistisch, wenn nicht sogar reaktionär. Wer an eine solche glaubt, hat die Empirie ohnehin nicht gerade auf seiner Seite: Wir pflegen einen Lebensstil, der nur mit der radikalen Ausbeutung unserer natürlichen Umwelt zu haben ist. Und was unsere sogenannten ‚Nutztiere‘ anbelangt, so haben wir uns an eine Praxis gewöhnt, in der diese als *Sachen* behandelt werden, als Ausgangsmaterial für die Fleischindustrie etwa, oder als Milch- und Eierproduzenten, die man in Ställen einpfercht, die nach den Kriterien der wirtschaftlichen Rentabilität konzipiert sind, und nicht nach denen des Tierwohls. Wie ist es möglich, dass sich so viele Menschen als Naturfreunde bezeichnen und zugleich darüber hinwegsehen, wie Tiere behandelt werden, bevor sie auf den Tisch kommen? Oder anders gefragt: Welchen Sinn macht es, ein libidinöses Band zu Flora und Fauna zu unterstellen, wenn es so schwach ist, dass allenfalls das eigene Haustier davon profitiert? Ist unser Vertrauen auf die kapitalistische Weltordnung nicht der schlagende Gegenbeweis zur These von der existenziellen Bedeutsamkeit der Naturbeziehung?

In Bezug auf unseren Umgang mit Flora und Fauna einen klaren Trennungsstrich zwischen richtigem und falschem Verhalten ziehen zu wollen, wäre vermessen. Umso eindringlicher sollen die Fragen gestellt werden, für die keine endgültigen Antworten in Sicht sind.

Versucht man die Mensch-Natur-Beziehungen näher zu konturieren, so liegt es nahe, bei den sogenannten „höheren Tieren“ anzusetzen. Affen, Pferde, Kühe, Schafe, Ziegen, Hunde und Katzen stehen uns emotional näher als Amphibien, Käfer, Insekten, Flechten, Pilze und die restliche organische oder gar die anorganische Natur. Es bleibt nun mal schwierig, sich in einen Tausendfüßler hineinzusetzen oder einem Baum in die Augen zu schauen. Was immer auf dem Land lebende Wirbeltiere sonst noch auszeichnen mag, sie besitzen auch die Fähigkeit sich deutlich vernehmbar zu artikulieren, was sie uns – im Unterschied zu den stummen Fischen - verwandt erscheinen und sie womöglich sogar verstehen lässt.

[Interludium II:
die Kakaphonie der Urwaldgeräusche.]

Handelt es sich bei dem, was wir da hören, um Betriebsgeräusche von Bioautomaten oder um Formen von Kommunikation, die sich in menschliche Sprache zurückübersetzen lassen? Haben wir es mit Botschaften zu tun, die auf eine Innenwelt ihres Absenders schließen lassen, auf Individuen, die ihre Wünsche und Befindlichkeiten mitteilen, uns in eine Welt hineinziehen, die ihre und zugleich auch unsere ist Sagen sie uns also etwas, auch wenn sie nicht zu sprechen vermögen?

Für den Poeten in uns eine schöne Vorstellung. Doch jeder, der ein paar Semester Philosophie studiert hat [oder einfach nur belesen ist], weiß, dass **wir** es sind, die Schönheit und Bedeutung in die materielle Welt hineinlegen. Und dass ausschließlich der Mensch ein Selbstbewusstsein besitzt, ein reiches emotionales und geistiges Leben führt, nicht festgelegt ist auf Instinktreaktionen, sondern mit seiner Umwelt auf vielfältigste Weise interagiert

Aber entspricht das noch dem Stand der Wissenschaft?

Jedenfalls lohnt es sich, die Frage erstmal andersherum zu stellen: Wie konnte man eigentlich auf die Idee kommen, dass die nichtmenschliche Kreatur lediglich Rohstoff ist und der seelenlosen Materie zugeschlagen werden kann? Etymologisch kommt der Begriff animal, animalisch, ja von anima, Seele.

Alles spricht dafür, dass die Abwertung ein kulturelles Produkt ist - das Relikt von Denkepochen, in denen wir uns wie selbstverständlich ins Zentrum des Universums gesetzt hatten. Die Vorstellung von der Dinghaftigkeit der nichtmenschlichen Natur dürfte sich in erster Linie unserer geistesgeschichtlichen DNA verdanken - philosophischen und theologischen Setzungen, die unser Weltbild seit Jahrhunderten geprägt haben und noch immer prägen.

Am Anfang dieser Entwicklung steht die aristotelische Philosophie. War Platon noch von einer Seelenverwandtschaft mit den Pflanzen ausgegangen, spricht ihnen sein Schüler Aristoteles bereits jegliche Empfindungsfähigkeit ab. In seinem Hierarchiemodell der Lebewesen haben Tiere und Pflanzen kein Eigenrecht mehr, sondern sind nur noch für die Menschen da. Die Stoiker verschärfen seine Position und sprechen in Bezug auf die Flora von „automatos“, die von der Natur gesteuert werden. Eine Annahme, die von den Denkern des Mittelalters mit ganz wenigen Ausnahmen fortgeschrieben wird und sich bis in die Neuzeit zieht. René Descartes schließt dann noch die Tiere aus dem Kreis des Beseelten aus und legitimiert damit die Vivisektion – das medizinische Aufschneiden der Tiere ohne jede Betäubung:

„Tiere sind nichts anderes als Maschinen, ... bewegen sich nach rein mechanischen Gesetzmäßigkeiten, ... sind gefühllos wie Metall und verspüren keinen Schmerz. Forschergeist darf sie bedenkenlos erkunden, darf Organ für Organ demontieren, gerade so wie der Uhrmacher das Räderwerk einer Uhr. Brennt man ihre Haut mit glühenden Eisen, dann winden sie sich zwar, schneidet man mit einem Skalpell in ihr Fleisch, dann schreien sie zwar, aber da ist kein wirkliches Empfinden. Ihre Schmerzensschreie bedeuten nicht mehr als das Quietschen eines Rades.

Der erkenntnistheoretische Subjektivismus Immanuel Kants scheint da zurückhaltender. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass auch er die Grundannahmen des Anthropozentrismus bestätigt: Dass alles auf die vermeintlichen Ebenbildern Gottes, den Menschen, bezogen bleibt, dass alles, was nicht sprechen kann, auch keine Stimme hat und Verpflichtungsgefühle gegenüber der materiellen Welt irrational sind. Für Kant gibt es keine triftigen Gründe, warum wir irgend davon etwas ähnlich ernst nehmen sollten wie uns selbst. Tiere schlecht zu behandeln war für ihn zwar verwerflich - aber nur, weil er annahm, dass dies zu einer Verrohung der Sitten führen würde, die negativ auf die zwischenmenschliche Praxis zurückschlagen

könnte. Die Rücksicht galt also nicht den Tieren selbst. Aus dem Blickwinkel der kantischen Philosophie sind sie lediglich Übungsmaterial für den rücksichtsvollen Umgang mit dem Menschen, der als Vernunft- und Geistwesen alle Rechte für sich beanspruchen kann.

Von den wenigen der deutschen Denker, die das damals anders sahen, war Arthur Schopenhauer der prominenteste. Der philosophische Alleingänger, Misanthrop und Hundefreund insistierte, dass Tiere um ihrer selbst willen geschützt werden müssen, weil sie „im Wesentlichen dasselbe sind wie wir selbst“. Er blieb mit dieser Meinung ungehört, auf kontinentalem Boden jedenfalls.

Wirkmächtiger war der angelsächsische Utilitarismus, der schon lange vor Schopenhauer mit den selbstgefälligen Rasonnements der Vernunftethik gebrochen hatte. Jeremy Bentham 1789:

„Ein voll ausgewachsenes Pferd [...] oder ein Hund ist unvergleichlich verständiger und mitteilbarer als ein einen Tag oder eine Woche alter Säugling oder sogar als ein Säugling von einem Monat. Doch selbst wenn es anders wäre, was würde das ausmachen? Die Frage ist nicht: können sie verständig denken? oder: können sie sprechen? sondern: können sie leiden?“

Bentham kommt das unschätzbare Verdienst zu, den Tierschutzgedanken in unseren Rechtsvorstellungen verankert zu haben. In der Praxis scheint das bis heute aber kaum etwas verändert zu haben, abgesehen davon, dass sich strafbar macht, wer ohne Not grausam zu Tieren ist - wie es im deutschen Tierschutzgesetz heißt.

Also trifft man noch immer auf den einen oder anderen Zeitgenossen, der einen verstört anschaut, wenn man von miteinander kommunizierenden Bäumen, sich um ihre Fortexistenz sorgenden Tieren und der unauflösbaren Verschränkung von Mensch und Natur spricht – oder gar von einer Leidens- und Schicksalsgemeinschaft alles Lebendigen. Es gilt ihm als ausgemacht, dass der Mensch das Nonplusultra der Evolution darstellt und mit dem, was da sonst noch kriecht und flüchtet, keine tiefere Verbindung hat. Es handelt sich um jenen kollektiven Dünkel, den der australische Philosoph und Tier-Ethiker Peter Singer seit langem als „Speziesismus“ geißelt, als Ausdruck einer angemaßten Überlegenheit gegenüber allem, was „nur Natur“ ist. Schon in seinem 1975 erschienenen Buch „Animal Liberation“ hat er die systematische Diskriminierung, Geringschätzung und Ausbeutung von Tierarten aufgrund eines vermeintlichen Vorranges der eigenen Spezies beschrieben – und sich damit nicht nur Freunde gemacht.

Dabei meint der Begriff kein gelegentliches moralisches Versagen Einzelner, sondern die Haltung moderner Gesellschaften, die sich im kollektiven Bewusstsein sedimentiert hat. Warum für viele der Widerstand gegen die Singersche Öffnung der Ethik so groß ist, ist klar: Nach der kosmologischen, der evolutionsbiologischen und der psychoanalytischen Kränkung mutet sie dem Menschen eine weitere zu – den Verlust des Glaubens dass nur wir ein emotionales Innenleben besitzen, das Privileg eines Bewusstseins haben, oder kurz: dass auch die Tierwelt einer ethischen Inblicknahme bedarf.

Auch die Zunft der Biologen hat sich nicht gerade beeilt, ein differenzierteres Bild zu zeichnen. Erst nach und nach, mit steigender Evidenz, sind solche Fragestellungen in den Bereich des wissenschaftlichen Mainstreams aufgenommen worden. So gibt es inzwischen zahllose Studien mit Affen, Delfinen, Elefanten und Raben, die gezeigt haben, dass auch nichtmenschliche Lebewesen zu erstaunlichen Reflexionsleistungen fähig sind. Als Meilenstein gilt ein Experiment, das der amerikanische Psychologe Gordon Gallup 1970 durchführte. Er hatte einem im Narkoseschlaf befindlichen Menschenaffen einen Farbfleck auf das Gesicht gemalt. Kaum hatte dieser sich nach dem Erwachen im Spiegel entdeckt, fing er an, sich selbst zu reinigen und nicht etwa das Spiegelbild, was auf eine gewisse Bewusstseinsstufe schließen lässt.

Ähnliches ließ sich unlängst sogar für die nur 5 Zentimeter großen Putzerlippfische nachweisen. Man hatte ihnen eine braune Markierung auf die Brust gepinselt und einen Spiegel im Aquarium montiert. Für den Beobachter unübersehbar hatten sie daraufhin begonnen, die betroffene Körperpartie am Boden zu reiben, ganz offenbar, um die Farbe herunterzubekommen. Zudem schwammen sie immer wieder zum Spiegel, um den Erfolg ihres Tuns zu überprüfen und dann wieder mit den Reinigungsversuchen fortzufahren.

Nicht weniger aufsehenerregend sind die Ergebnisse der Verhaltensforschung an Walen. Schon seit langem weiß man, dass sich die größten Säugetiere über akustische Signale verständigen, und dass – wie im Fall der Blauwale – so laut, dass sie über hunderte von Kilometern zu hören sind. Als wahre Meister der Kommunikation haben sich die Buckelwale erwiesen, die unter der Meeresoberfläche regelrechte Gesänge anstimmen. Basierend auf Tonfolgen, die einige Sekunden dauern, werden Strophen gebildet, die zwei bis vier Minuten lang wiederholt werden. Mehrere dieser Sequenzen ergeben ein Lied, das etwa zwanzig Minuten lang ist – kein mechanisches Abspulen genetisch verankerter Lautgebilde, sondern eine freie Komposition. „Die Lieder der Buckelwale gelten als die komplexeste Form der Kommunikation, die es im Tierreich gibt,“ versichert der Meeresbiologe und Walschützer Fabian Ritter.

[Interludium III: Walgesänge]

Mag sein, dass viele Zeitgenossen dazu neigen, die erstaunlichen Befunde als kuriose Einzelfälle wahrzunehmen, als Ausnahmen, die die Regel bestätigen – die Regel, dass Tiere im Vergleich zum Menschen nur über eingeschränkte kognitive Fähigkeiten verfügen und nur ein reduziertes emotionales Innenleben haben. Dennoch wird sich kaum noch jemand wagen, Tiere für molekulare Uhrwerke zu halten, die von ihrer genetischen Software ferngesteuert werden T

Sind wir also auf dem besten Weg, unsere Überlegenheits-Position zu räumen, unsere enge Verwandtschaft mit den Tieren anzuerkennen? Stehen wir vielleicht sogar am Anfang eines Prozesses, in dem wir sie mit ganz anderen Augen zu sehen

beginnen, als komplexe und empfindsame Individuen? Kommen wir in einen Prozess der zunehmenden Achtung unserer Mitschöpfe?

Ganz so schnell geht es vielleicht doch nicht. Die Forschungsergebnisse über das Innenleben der Tiere lassen schließlich mehr Fragen offen als sie beantworten.

Die Frage etwa, ob sich die intellektuellen und emotionalen Fähigkeiten bestimmter Arten auch auf andere Gattungen oder sogar auf die ganze Tierwelt übertragen lassen? Oder die, ob man wirklich einen Einblick in das Innenleben eines animalischen Individuums bekommen kann, wo dies doch nicht mal bei unseren Mitmenschen gelingt, so sehr wir uns auch in sie hineinzusetzen versuchen? Dass wir in dieser Hinsicht in absehbarer Zeit genauere Aufschlüsse erhalten werden, ist nicht zu erwarten. Auch wenn die Verfahren, Hirnströme und Hormonspiegel zu messen, weiter perfektioniert würden, wird es sich wohl nie ergründen lassen, wie es sich für einen Fisch anfühlt, mit seinem Spiegelbild konfrontiert zu werden. Er mag Fähigkeiten besitzen, die denen einer menschlichen Person ähneln, er bleibt aber ein Fisch – ein anderes Wesen, über dessen Formen der Selbstbeziehung wir nur spekulieren können. Das Sicherkennen im Spiegel zum Ausschlusskriterium aufzuspielen, heißt, im 2000 Jahre alten Hierarchiemodell gefangen zu bleiben, heißt, die spezifischen Merkmale des Menschen zum Maßstab zu nehmen und die animalischen Lebensformen danach zu beurteilen. Es bedeutet, die Tiere insgeheim zu vermenschlichen, sie nach unserem Bilde zu betrachten, ihr Fremd- und Anderssein nicht wahrhaben zu wollen.

Darüber hinaus ist ohnehin nicht zu bestreiten, dass die auch bei den Tieren festgestellten Fähigkeiten beim Menschen in einer einzigartigen Kombination auftreten und er zudem über eine Vielzahl von exklusiven Kompetenzen verfügt, die die Überzeugung von unserer evolutionären Spitzenposition zu rechtfertigen scheinen: Eine Sprache mit einer Grammatik etwa, die Fähigkeit zum Aufbau einer Sozialgesetzgebung, die Kunst Geräte zu ersinnen, die – einmal in Gang gesetzt – ganz alleine weiterarbeiten. Nicht zu vergessen die Begabung, abstrakte Ideen zu entwickeln und danach zu handeln, ein so erstaunliches wie doppelgesichtiges Vermögen: kein Tier kann die Mitglieder seiner Gruppe davon überzeugen, einen Krieg gegen eine weit entfernt lebende Sippe zu führen, weil diese anders aussieht oder andere Götter anbetet. Kein Tier ist in der Lage, eine Ethik für den Umgang mit anderen Arten zu entwickeln - mit solchen etwa, von denen es sich bislang zu ernähren pflegte.

Das heißt:

Wie viele Ähnlichkeiten zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Lebewesen die Forscher in Zukunft noch finden werden, es werden auch genug Unterschiede übrig bleiben. Oder anders gesagt: Wenn eine an die menschliche Alleinwichtigkeit gewöhnte Gesellschaft ihren Respekt für nichtmenschliches Leben geringhalten will, wird sie stets fündig werden und sich mit immer subtileren Differenzierungen zu helfen wissen.

Und selbst wenn der Nachweis gelänge, dass Lebewesen aller Arten ein dem menschlichen verwandtes Selbstbewusstsein besäßen, wäre damit nicht viel gewonnen. Denn was folgte daraus? Dass Tiere den Status von Personen

bekommen müssen? Auch Nacktschnecken, Stechmücken, Viren? Dass wir die seit ewigen Zeiten in unserem Dienst stehenden Nutztiere sofort frei lassen müssten, sie keinesfalls töten und essen und nicht einmal als Lieferanten von Eiern, Milch und Honig nützen dürften? Dass wir vielleicht sogar die Pflanzen als Nahrungsmittel ausschließen sollten, weil auch sie ein tiefes Bedürfnis spüren, nicht geerntet und verspeist zu werden?

Zudem bliebe das Problem, wie sich aus den neu gewonnenen Einsichten ein adäquater Verhaltenskodex destillieren ließe. In Deutschland ist der Tierschutz 2002 zwar ins Grundgesetz aufgenommen worden, anwenden lässt er sich aber allenfalls für einige der sogenannten ‚höheren Tiere‘ – über den Kunstgriff menschlicher Treuhänder, die in ihrem Namen das Wort ergreifen und doch niemals ihre direkten Sprachrohre sein können. So hat die Tierschutzorganisation PETA vor Kurzem eine Verfassungsbeschwerde eingereicht – mit dem Argument, die massenhafte betäubungslose Kastration männlicher Ferkel widerspreche ihrem Grundrecht auf körperliche Unversehrtheit. Der Bundestag hatte bereits 2013 entschieden, dass diese Praxis beendet werden muss, die Umsetzungsfristen aber immer wieder verlängert, zuletzt auf das Jahr 2021. Möglich wurde diese Verzögerung dadurch, dass nach der Logik unseres Rechtssystems Tiere nach wie vor als Sachen betrachtet werden und in Bezug auf den Tierschutz eine Abwägung der Ansprüche vorgesehen ist, die Bedürfnisse der Tiere also mit denen der Schweinemäster gegengerechnet werden dürfen. [Den Tierhaltern und Fleischproduzenten erschienen der Aufwand und die Kosten für die Betäubung als nicht zumutbar, sodass im Moment noch immer jedes Jahr 20 bis 25 Millionen Ferkel diese Qualen aushalten müssen.],

Zudem haben rechtswissenschaftliche Studien gezeigt, dass Verstöße gegen das Tierschutzgesetz als Bagatelldelikte behandelt und nur in den seltensten Fällen überhaupt bestraft werden

Während die Menschenrechte kategorischer Natur sind, bleiben die der Tiere relativ. Ein analoger Gesetzespassus, der die vollständige Unantastbarkeit der tierischen Würde proklamiert, wäre allerdings auch absurd. Allen Lebewesen ein Grundrecht auf Leben zuzusprechen würde nicht nur mit den Grundlagen der Jahrtausende alten Domestizierungsgeschichte kollidieren, sondern auch mit den Spielregeln jedes Ökosystems. In letzter Konsequenz müssten dann auch die Mäuse vor den Katzen, die Fische nicht nur vor den Menschen, sondern auch vor den Fischreihern und die Mücken vor den Vögeln geschützt werden.

[Interludium V: Puccini „Katzenduet“]

Trotz all dieser Hemmnisse, Ambivalenzen und Aporien besteht aber kein Zweifel daran, dass in den letzten Jahren einige Bewegung in die Sache gekommen ist. Wie groß das Interesse an den komplexen Vorgängen in der Tier- und Pflanzenwelt inzwischen ist, zeigen allein schon die Entwicklungen auf dem Buchmarkt: „Das geheime Leben der Bäume“, das 2015 erschienene Buch des Försters Peter Wohlleben stand Monate lang auf der Spiegel-Bestsellerliste, ist inzwischen in der 37. Auflage erschienen und unlängst sogar verfilmt worden. Und es ist nicht die

einzigste Publikation, die sich solch ungewöhnlichen Fragestellungen widmet. Stapelweise liegen sie heute auf den Tischen der Buchläden, Titel wie: „Die Wurzeln der Welt“ „Was Fische wissen“, „Das verborgene Leben der Meisen“; „Die Weisheit der Wölfe“ oder „Die verborgene Seele der Kühe“.

Noch in den 1980er- und 1990er Jahren hätten die Literaturagenten der größeren Verlage müde abgewinkt, wenn man ihnen solche oder ähnlich betitelte Manuskripte angeboten hätte. Damals hatte auch niemand gedacht, dass die eigentliche Karriere des Tierfilms im Fernsehen noch bevorstand, dass „Landlust“ zu einer der auflagenstärksten Zeitschriften aufsteigen würde und dass es mittlerweile mehr als ein Dutzend weiterer Journale gibt, in denen Monat für Monat das Leben am Busen der Natur beschworen wird.

Was passiert da? Handelt es sich lediglich um kleine Fluchten aus der Wirklichkeit, um Selbsttäuschungsmanöver und private Gewissensberuhigung, einen leicht durchschaubaren Versuch, sich mit den eigenen Widersprüchen auszusöhnen? Oder doch um Anzeichen einer echten Neuorientierung, um einen Kurswechsel in der Selbst- und Naturwahrnehmung? Um ein Umdenken, das nicht nur den Umgang mit unseren Nutztieren verändern könnte, sondern auch den mit der Natur insgesamt. Und damit auch mit uns selbst, mit dem Tier, das wir selbst sind...

Völlig auszuschließen ist das nicht. Der Glaube, dass uns das Leid, das die Wohlstandsgesellschaft unseren Mitgeschöpfen antut, nichts angeht, befindet sich wohl tatsächlich in einem Erosionsprozess. Um das zu erkennen, genügt ein Blick auf die Speisekarten der Gasthäuser, gleich ob in der Stadt oder auf dem Land. Selbst bei den berüchtigten Fast-Food-Ketten, in denen bislang neben Salat fast nur Fleischvariationen auf den Tisch kamen, ist der Veggie-Burger nicht mehr wegzudenken. Zum gesellschaftsfähig gewordenen Vegetarismus, zu dem sich in Deutschland bereits jeder fünfzehnte bekennt, addiert sich nun auch noch der Veganismus, bei dem alle Nahrungsmittel verweigert werden, die auf einer Indienstnahme der Tiere fußen, selbst der Genuß von Honig.

[Interludium VI:

„Hummelflug“, Rimskij-Korsakow]

Welch überwältigende Karriere der Veganismus in diesen Tagen macht, zeigt sich schon daran, dass der Börsenwert des US-amerikanischen Start-up-Unternehmens ‚Beyond Meat‘ in rund drei Monaten von 1,5 Milliarden auf 13,4 Milliarden gestiegen ist – absolut beispiellos. Als Lidl die aus Fleischersatzstoffen bestehenden Burger ins Sortiment nahm, waren sie in einer Viertelstunde ausverkauft – restlos, in allen Filialen des Landes.

Dabei ist der radikale Verzicht auf das Konsumieren tierischer Produkte wohl nur die Spitze des Eisbergs. Die Abscheu für Massentierhaltung, vor tagelangen Tiertransporten und industriellen Schlachthanlagen hat sich längst auf große Gesellschaftsgruppen ausgedehnt. Jedenfalls wüssten aktuellen Umfragen zufolge immerhin vier von fünf Deutschen gerne, ob ihre Steaks und Würste aus tierfreundlicher Haltung stammen. Ob das den verbleibenden zwanzig Prozent tatsächlich ganz egal ist, oder ob sie es aus Gründen des Selbstschutzes einfach nur

nicht wissen **wollen**, muss dahingestellt bleiben. Fragen des Tierwohls sind in den Fokus einer medialen und gesellschaftspolitischen Debatte geraten, konstatiert auch ein Funktionär eines großen deutschen Landwirtschaftsverbands. Tierschutz ist zu einem Verkaufsargument geworden. Wer anständige Zucht- und Haltungskonzepte verspricht, erhöht seine Umsätze.

Folgerichtig hat sich auch die Politik mit der Zertifizierung tierischer Lebensmittel zu beschäftigen begonnen. Sich auf die langwierigen Entscheidungsprozesse der EU ausredend, ist das hierzulande seit langem diskutierte Tierwohllabel allerdings nur auf freiwilliger Basis eingeführt worden. Einzelhändler, die das wollen, können ihren Kunden verraten, wieviel Lebensraum den Tieren zugestanden wurde.. Die Großen der Branche tun dies bereits, nicht weil sie sich plötzlich auf die Seite der Tierschützer geschlagen hätten, sondern weil sie mit einer realen Nachfrage konfrontiert werden - weil eine Diskussion in Gang gekommen ist, die den Fleisch- und Wurstfabrikanten gefährlich werden könnte.

Warum aber gerade jetzt? Im Grunde war das, was hinter den verschlossenen Toren der Zucht- und Schlachthanstalten passiert, schon seit langem bekannt. Trotz der Horrormeldungen über Rinderwahnsinn oder Vogelgrippe konnten sich die entsprechenden Agrarunternehmen bislang prächtig entwickeln, Billigfleisch und Farbstoffwurst war in aller Munde und niemand hatte sich aufgeregt, abgesehen von jener kleinen Minderheit, die gerne als militante Tierschützer belächelt wurde. Genauso wenig sind die tagelangen Tiertransporte eine Erfindung der letzten Jahre.

Was also mag passiert sein, dass in den letzten Wochen und Monaten kaum ein Tag verging, an dem große Zeitungen nicht mindestens einen Artikel brachten, der sich der Frage des Tierwohls oder der Biodiversität widmete? Dass fast zwei Millionen Bayern ihre Regierung per Unterschrift zu ernsthaften Artenschutzmaßnahmen zu zwingen versuchen? Woher die plötzliche Sympathie für Lebewesen, die die meisten von uns so lange vornehmlich unter kulinarischen Gesichtspunkten betrachtet hatten?

Eine einzelne und einzige Ursache für die erstaunliche Entwicklung ausmachen zu wollen, wäre natürlich naiv. Unterschiedlichste Faktoren dürften hier ineinanderspielen. Naheliegend ist zum Beispiel die medienpsychologische Erklärung: Wenn die Schreckensnachrichten nicht enden, funktionieren die üblichen Selbstberuhigungsstrategien irgendwann nicht mehr. Schließlich weiß man, dass die fließbandartige Verarbeitung der betäubten Tiere zuweilen so schnell vor sich geht, dass manches Tier noch bei Bewusstsein ist, wenn es schon mit Motorsägen in Stücke geschnitten wird. Das Konfrontiertwerden mit solchen Praktiken könnte die in uns schlummernde Empathiefähigkeit zu neuen Leben erweckt haben, vorübergehend jedenfalls – die kurze Halbwertszeit medial erzeugter Empörung ist ja bekannt, Sceptiker glauben deshalb, dass es sich um einen Sturm im Wasserglas handelt und bald alles wieder beim Alten sein wird, für die allermeisten zumindest. Und dass es der Fleischindustrie genügt, wenn sie die kleiner werdende Gruppe der passionierten Fleischesser dazu bringen kann, sich immer größere Portionen auf den Teller zu laden.]

Eine zweite Deutungsmöglichkeit: Die Aufmerksamkeit gegenüber den Tieren ist gestiegen, weil Biomediziner ihre enge genetische Verwandtschaft bewiesen und Ethologen immer mehr Wissen über ihr Innenleben zusammengetragen haben, wodurch sich unsere Meinung über sie verändert, unser Horizont sich erweitert hat. Dass wissenschaftliche Erkenntniszugewinne nicht gänzlich folgenlos bleiben, lässt sich schwer bestreiten. Brauchte es aber wirklich einen wissenschaftlichen Beleg, dass die in Frage stehenden Nutztiere empfindende Wesen sind? Ist das nicht ohnehin jedem klar, auch ohne tragfähige szientistische Beweisführungen? Belehrt nicht auch schon der Volksmund die Kinder mit dem Merksatz „Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie Du den Schmerz“? Wenn es stimmt, dass viele Zeitgenossen sensibler geworden sind, so dürfte es kaum daran liegen, dass sie etwas verstehen, was sie bislang noch nicht verstanden hatten, wofür es also der Ergebnisse der einen oder anderen Wissenschaft gebraucht hätte.

Die dritte Erklärung:

Gerade bei jüngeren Menschen hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass es einer ökologischen Wende bedarf, um unsere Lebensgrundlagen nicht völlig zu zerstören, und nun suchen sie verzweifelt nach einem Beitrag, den sie selbst zur Rettung vor der Katastrophe leisten können. Die ältere Generation tut das mit akribischer Mülltrennung, die jüngere mit Veganismus.

Solche Erklärungen haben ihre Plausibilität, reichen für sich genommen aber kaum aus, die ausgebrochene Dynamik zu erklären. Man wird deshalb wohl auch tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen annehmen müssen, auf deren Grundlage die Frage nach den Tieren eine neue Valenz bekommen konnte. Die so plötzliche wie vehemente Hinwendung zu unseren Mitgeschöpfen könnte Teil einer Entwicklung sein, die sich in den letzten Jahren eher im Verborgenen vollzogen hat - eine Entwicklung, die sich als Erschütterung des modernen Selbstverständnisses bezeichnen ließe. Das Interesse am Tierwohl dürfte sich einer um sich greifenden Verunsicherung verdanken, das Resultat eines Orientierungsverlustes sein. Weniger hehrer Erkenntnis- und Bewusstseinsfortschritt also als Krisensymptom

Denn der Fortschrittsglaube der 60er und 70er Jahre ist Geschichte, die zunächst begrüßte Beschleunigung aller Lebensvorgänge wird hauptsächlich als Überforderung erfahren, die Anfangsbegeisterung über Komfortgewinn und endlosen Konsum ist verpufft. Besonders in den gebildeten Schichten haben die technischen Innovationen keinen metaphysischen Mehrwert mehr, gilt das Glücksversprechen der kapitalistischen Warengesellschaft als entzaubert. Darüber hinaus beginnt der beziehungslose, von körperlichen Auseinandersetzungen mit der Umwelt entlastete Alltag selber zur Last zu werden. Er wird als Verlust der Bodenhaftung spürbar - als Sinnverlust und Zukunftsangst.

Worin genau die Forderungen nach einem Paradigmenwechsel im Umgang mit unseren Nutztieren auch gründen, sie verdanken sich nicht nur journalistischen Enthüllungen, wissenschaftlichen Erkenntnissen und sonstigen *Bewusstseinsweiterungen*. Sie verdanken sich auch dem diffusen Gefühl, dass das zivilisatorische Programm der Emanzipation von der Natur gescheitert sein könnte – durch seinen überwältigenden Erfolg. Kleinlaut und verunsichert wenden wir uns nun dem zu, was jetzt noch Halt verspricht: der Natur.

Betrachtet man die Naturferne, in der die Menschen in den Industrienationen heute leben, so erscheint diese These ziemlich gewagt. Die Tiere sind jedenfalls auf zweifache Weise aus unserem Leben verschwunden. Einmal durch eine zivilisatorische Praxis, die immer mehr Arten aussterben lässt, und zum anderen, weil sie gerade in den Landstrichen, in denen sie massenhaft gezüchtet werden, in fensterlosen Zuchtanlagen kaserniert und damit für die Öffentlichkeit unsichtbar geworden sind. Obwohl die Zahl der auf diese Weise gehaltenen Nutztiere weiterhin steigt, begegnen sie uns fast nur noch folienverschweißt, in portionsgerechten Stücken an der Fleischtheke in Tetrapacks mit dem Schwindeletikett ‚Bergbauernmilch‘ oder in Heimatfilmen, Reisereportagen und Kinderbüchern.

Zu den Zeichen der Zeit gehört außerdem, dass sich kein kleiner Teil der Zeitgenossen zur Befriedigung des angeborenen Bewegungsdrangs in kaum weniger abgeschirmte, vollklimatisierte und mit Kunstlicht ausgeleuchtete Fitness-Studios zurückzuziehen pflegt, in geschlossene Einrichtungen, in denen das einzige Stück Natur, unser eigener imperfektibler Körper, mit Hilfe von Maschinen optimiert, selber zur Maschine, zu einem Produkt werden soll – getragen von der verwegenen Hoffnung, man könne der gespürten Leibentfremdung mit noch mehr Entfremdung beikommen.

Andererseits gibt es aber auch einige unübersehbare Indikatoren für den Wandel, hierzulande zumindest: Der Wanderboom etwa, oder der des Radfahrens. Hätte man Mitte der neunzehnhundertachtziger Jahre prophezeit, dass es innerhalb von zwei Dekaden an jedem deutschen Fließgewässer einen durchgehenden, straßenentflochtenen Radweg geben würde und dass dort jährlich drei Millionen Deutsche mit vollgepackten Gepäcktaschen unterwegs sein würden, man wäre für einen Tagträumer gehalten worden. Damals waren Zeitgenossen, die die Mühen der Selbstbewegung durch die Natur auf sich nahmen, als Masochisten und Sonderlinge belächelt worden, als Fortschrittsverweigerer, die die Entlastungen durch Technik nicht zu würdigen wussten und die Zeit zurückdrehen wollten. Inzwischen ist das Bedürfnis nach intensiven Selbst- und Naturerlebnissen aber gesellschaftsfähig - – der Wunsch nach einem Austausch mit den Elementen, bei dem – wie Nietzsche sagen würde – „auch die Muskeln ein Fest feiern.“ Nach der aktuellen Studie der ‚Forschungsgemeinschaft Urlaub und Reisen‘ ist für jeden zweiten Deutschen das Naturerlebnis das wichtigste Urlaubsmotiv. Und im Segment der Wanderer und Radler steht dieses immer an erster Stelle, weit vor Sport, Geselligkeit und Gesundheit. Mit Reisen, die keinerlei Anteil an körperlicher Eigenaktivität haben, kann man gerade auch in wohlhabenden und gebildeten Kreisen kaum noch Eindruck machen. Die Alpenüberquerung per Pedes gehört seit Jahren zu den Rennern im Tourismusgeschäft – in nahezu allen gesellschaftlichen Schichten.

Kein Zweifel, dass es für viele dieser Aktivurlauber vor allem um ein körperliches Sichauspowern geht, mit dem man sein Ich zu stabilisieren versucht. Die durchquerte Natur ist da oft nur Staffage. Kein Zweifel auch, dass solche Unternehmungen lustgesteuert sind. Zugleich verweisen sie aber auch auf eine Not: auf das Gefühl eines eigentümlichen Abgetrenntseins, auf die schmerzliche Beziehungslosigkeit des Büromenschen und Stubenhockers, der sein Dasein in immer steriler werdenden Umgebungen fristet, in denen er sich nicht mehr berührt und im Vollsinn lebendig

erfährt. So groß die praktischen Vorzüge eines Lebens auch sein mögen, bei dem man vor allem auf rechteckige Leuchtflächen schaut und dabei allenfalls ein paar Finger bewegt, die damit verbundene Lebensform wird auch als Entzug wirklicher Erfahrungen, als Leere empfunden. Eine Leere, bei der der eigene Leib einem zunehmend wie ein freischwebender Fremdkörper erscheint, von dem man sich mehr bedroht als getragen fühlt. Einerseits brauchen wir das angeborene Instrumentarium unseres analogen Körpers im Alltag der medial vernetzten Welt kaum noch, weder für die Arbeit noch für die Fortbewegung, andererseits sind wir auch nicht in der Lage, seiner kreatürlichen Schwerkraft zu entkommen. In erster Linie gilt das in Bezug auf die körperlichen Verfallserscheinungen, unser Alt- und Krankwerden. Es gilt aber auch im Blick auf die Stoffwechselfvorgänge: über die Nahrungsaufnahme bleiben wir an die uns fremder und fremder werdende Welt da draußen gebunden, ob wir wollen oder nicht. Verunsichert den multimedial sozialisierten Zeitgenossen schon der Gedanke an die Tatsache seiner Körperlichkeit, dann tut dies die Vorstellung, andere Körper zu essen, erst recht. Der kategorische Verzicht auf tierische Produkte zeigt nicht nur, dass der Veganer gesund bleiben möchte und ihm das Wohl der Tiere am Herzen liegt. Er zeigt auch, dass ihm das Leben insgesamt unheimlich geworden ist, ihm Schmerz, Krankheit und Tod solche Angst zu machen beginnen, dass er sich nach einem Dasein sehnt, das so schwerelos, schmerzfrei und im letzten: So aseptisch ist wie der Aufenthalt im Universum der digitalen Simulationen. Die Rigorosität, mit der heute auf bestimmte Nahrungsmittel oder einige ihrer Bestandteile Verzicht geleistet wird, macht den Grad der Verunsicherung und der Entfremdung deutlich. Sie macht deutlich, dass die Natur wieder in den Blick geraten ist, man zugleich aber nichts mehr fürchtet, als sich auf sie einzulassen. Dass sich die Tierwohldiskussion weniger aus einer gewachsenen und gelebten Empathiefähigkeit speist, als aus der Sorge um sich selbst.

Alles andere wäre allerdings auch ein Wunder. Nicht, weil sich **der** Mensch nun mal immer nur für sich selbst interessiert. Sondern weil er das Produkt einer zweitausendjährigen Kulturgeschichte ist. Und in der war die sichtbare Welt mit ihren zahllosen Formen und Lebewesen niemals die zentrale Orientierungsgröße, vielmehr stand sie im Verruf, ein Ort der Unvollkommenheit und der falschen Verführungen zu sein. Was unter der Jahrhunderte langen Vorherrschaft des christlichen Weltbildes zählte, war nicht die Vielstimmigkeit der Natur, sondern das eine **Wort**, die Stimme Gottes, die in einer uns verständlichen Sprache spricht, weil sie ausschließlich an uns, seine vermeintlichen Ebenbilder gerichtet war - eine Stimme, die die irdischen Stimmen unhörbar machte und machen sollte. Weghören- und Wegsehen gehörte für Kirchenvater Augustinus zu den obersten Pflichten eines Christenmenschen, jede Art der Hinwendung zu den Schönheiten der physischen Welt galt ihm als Sünde.

Vorchristliche Alpenbewohner hatten an ihren Kultplätzen noch den Gestirnen gehuldigt - unter freiem Himmel. Die christlichen Missionare überbauten sie nun mit festen Gebäuden, den Kirchen, in deren Innerem von der realen Außenwelt nichts mehr zu sehen und zu hören war. Die Mächte der Natur waren gebannt, zugleich war aber auch der Grundstein für die moderne Naturbeherrschung gelegt. Die technische Macht, die Natur zu unterwerfen, war noch außer Reichweite, für die Kulthandlungen konnte man sie aber schon mal aus dem Blick schaffen.

Unser Planet und der Kosmos, in den er eingebettet ist, galt fortan nicht als letzte Heimat und primärer Referenzpunkt, sondern als Nebenschauplatz einer allein auf den Menschen bezogenen Heilsgeschichte, oder – später – nachdem die Lehren Calvins dem Kapitalismus den Boden bereitet hatten, als Selbstbedienungsladen, in dem sich als gottgefällig erwies, wer monetären Reichtum akkumulierte.

Aber ist die religiös motivierte Geringschätzung der realen Welt nicht längst Geschichte? Ist die Natur nicht schon vor zweihundert Jahren in ein positives Licht gerückt worden, von Rousseau und den Romantikern? Leben wir nicht seit langem im Reich des Profanen, in dem das theologische Koordinatensystem keine Gültigkeit mehr besitzt? Oberflächlich betrachtet - ja! Aus der Kirche auszutreten heißt aber noch lange nicht, in ein offenes Verhältnis zur umgebenden Welt zurückzukehren. Der Soziologe Hartmut Rosa hat deshalb Recht, wenn er den Menschen des 21. Jahrhunderts die Aufnahme von Resonanzbeziehungen empfiehlt, einen wechselseitigen Austausch zwischen Mensch und Umwelt, der nicht auf Herrschaft zielt. Und er hat Recht, wenn er in der entgegengesetzten, auf Autonomie und innere Unberührtheit fixierten Haltung moderner Technokratien eine spirituelle Dogmatik entdeckt: „Der moderne Souverän beansprucht die territoriale Souveränität“, schreibt er, „d.h. die Kontrolle über einen ‚Lebensraum‘, der nicht nur sozial, sondern immer auch materiell geformt und bestimmt ist. Souveränität bedeutet auch, über die Natur und ihre Ressourcen, über Berge, Flüsse, Täler, Wasser, Sonne und alles, was sie bergen, autonom und rational zu verfügen.“ Diese Haltung, die der materiellen Welt jedes Eigenrecht abspricht, ist nicht das Zeichen nüchterner Vorurteilslosigkeit, für die sie sich hält. Sie hat religiöse Züge. Die Naturbeherrschungsdoktrin des abendländischen Weltbilds steht auch deshalb nicht einfach zur Disposition, weil sie sich in marktwirtschaftlichen Gesetzen materialisiert hat, die kein kollektives Umdenken so schnell beseitigen kann.

Alle Mühen also vergeblich? Ist uns der achtsame Umgang mit unserem Heimatplaneten auf ewig verstellt? Werden wir ihn zerstören? Oder zumindest unsere Lebensgrundlagen? Die Atmosphäre bis zum Klimakollaps aufheizen, Wasser und Böden vergiften - auch und gerade mit den Nitraten aus der Massentierhaltung? Werden wir die Meere übersäuern, vermüllen und leerfischen, noch mehr Arten ausrotten als die eine Million, die wir in den letzten fünfzig Jahren schon ausgerottet haben?

Das ist zwar wahrscheinlich, aber nicht zwangsläufig. Auch wenn es die Geschichte des Abendlands auf den Kopf stellen würde, es bleibt denkbar, dass wir wieder Ausschau nach dem halten, was uns mit der irdischen Welt verbindet, uns wieder an dem zu orientieren beginnen, was übrig bleibt, wenn unsere kulturspezifischen Verblendungen verloschen sind: das Reich der Natur, mit dem wir in einer unauflösbaren Beziehung stehen. Nicht weil es von Lebewesen bevölkert ist, die uns gleichen und die sich uns gegenüber verständlich machen, sondern weil wir die strikte Abgrenzung vom Rest der Natur als ideologisch und selbstzerstörerisch durchschaut haben. Es mag utopisch klingen, ist aber nicht auszuschließen, dass wir uns wieder als Teil jenes Ganzen wahrzunehmen beginnen, in dem wir uns entfalten konnten und zu dem wir zuletzt auch wieder zurückkehren.

Ein postindustrielles Zurück zur Natur? Bei gleichzeitigem ungebremstem technischem Fortschritt? - Hört sich verrückt an: Gegen die Eigendynamiken der kapitalistischen Wachstumsgesellschaft scheint ja kein Kraut gewachsen. Auch wenn es eine höchst sympathische Idee ist, die in Vergessenheit geratenen Resonanzbeziehungen mit neuem Leben zu füllen – wer wäre naiv genug zu glauben, dass sich ein solch sinnlich-affektiver Austausch zwischen Mensch und Natur so einfach herstellen ließe?

Dass wir unseren Mitgeschöpfen wieder räumlich und emotional näher kommen, ist in einer hochkomplexen, arbeitsteiligen und speziezistisch vorbelasteten Gesellschaft in der Tat nicht sehr wahrscheinlich. Womöglich kommt der nötige Anstoß aber von dort, wo man ihn gar nicht erwartet hätte: vom Gefühl des Bedrohtseins. Wenn uns das Reich der Pflanzen und Tiere nähertritt, dann vor allem über diesen Umweg: Durch das Unbehagen, die Angst, das Unwohlsein in der eigenen Haut und die Ahnung, dass das Artensterben auch uns selbst betrifft und unser eigenes Überleben in Frage stellt. Das, was heute den Vögeln passiert, könnte morgen uns passieren. Unter den Gefährdungsszenarien der Gegenwart **spüren** wir, in welcher elementarerer Weise wir verbunden sind mit der außermenschlichen Natur, die unsere Kultur so lange als etwas Fremdes und Äußeres begriffen hat.

Es könnte also sein, dass der abendländische Mensch unter dem Druck der Verhältnisse zu erkennen beginnt, was er tief in seinem Inneren schon immer geahnt hat, aber nicht wahrhaben durfte: dass für uns die mit den Tieren und Pflanzen geteilte Welt maßgeblich ist, und nicht die Welt, die wir darüber gebaut haben und auf die wir viel zu lange so stolz waren.

[Interludium 7:

Anfang „Lanzelot“ von Paul Dessau.]